

# Die Mundarten und ihre Bedeutung bis heute

Hermann Bausinger

Vor fast 30 Jahren fuhren wir im Land herum und wirkten mit bei einer Bestandsaufnahme deutscher Mundarten. In vielen Städten und Dörfern mußten Sprecherinnen und Sprecher gesucht werden, einheimische und heimatvertriebene, alte und junge. Es war erstaunlich: fast alle erklärten sich bereit. Wir hatten zwar das Mikrophon zu rechtfertigen, nicht aber die Aufgabe und das Ziel. Daß man überall wieder etwas anders spricht, das war den Leuten gegenwärtig, und daß eine Untersuchung mundartlicher Unterschiede interessant sein könne, leuchtete ihnen ein.

## Mundart oder Dialekt?

Ein einziges Mal hatten wir eine brüske Verweigerung. *Mundart*, sagte ein Mann am oberen Neckar, *Mundart? Mei Maul goht bloß mi ebbs a*. Er sagte das so entschieden, daß eine Nachfrage nicht möglich war, und bis heute weiß ich nicht, warum er sich so entschieden verweigerte. Entweder er empfand die Zumutung als einen Eingriff in seine Persönlichkeitsrechte, ein ehrenwertes Motiv, das ihn in die Ahnengalerie des Datenschutzes stellt, oder aber – und darauf ließen die Gesten des Mannes schließen, der mit allen Fingern auf sein fehlerhaftes Gebiß wies – es war schlicht ein Mißverständnis und er hielt uns für eine zahnärztliche Kontrollinstanz. Vielleicht hätte er uns richtig verstanden, wenn wir statt Mundart Dialekt gesagt hätten. Mundart, ein Wort, das im 17. Jahrhundert von dem Sprachpfleger Philipp von Zesen erfunden wurde, ist aus der Nähe betrachtet eine komische Wortbildung: Mund-Art. Und es ist einer der Fälle, in denen das Fremdwort populärer geblieben ist. Die Leute sprechen im allgemeinen vom Dialekt oder, wenn man weiter nach Norden kommt, vom Platt.

Ich schicke diese kleine Geschichte voraus im Dienste einer begrifflichen Klärung. Manchmal versteht man, einem Vorschlag Jacob Grimms folgend, unter Mundart die tatsächlichen Lokalsprachen, unter Dialekt dagegen die übergreifenden Sprachfamilien, hier im Südwesten also das Alemannische, das Schwäbische, das Fränkische. Aber zur Definition des Dialektes gehört dann, daß er nicht standardisiert ist, daß er keine vereinheitlichte Norm kennt, und dies bedeutet, daß die Dialekte ja dann doch immer nur in konkreter Form, also als Mundart, faßbar sind. Es geht um die Realität der lokal und regional gebundenen Sprache.

Dazu gehört es, daß ich bei einem Spaziergang von Tübingen nach Hirschau – vier Kilometer, eine schwache Stunde! – in ein anderes Dialektgebiet komme. Ein Tübinger ist in Hirschau *gwää*, ein Hirschauer ist in Tübingen *gsai*. Der Tübinger sagt *nix*, der Hirschauer *nonz*. Der Tübinger sagt für das Hinknien *knüila*, der Hirschauer *knubla*. Der Tübinger, wenn es ein alter Tübinger ist, sagt *airscht*, der Hirschauer *erscht*. Das sind handfeste Unterschiede, die darauf zurückgehen, daß noch vor 200 Jahren eine wichtige Grenze, die zwischen dem Herzogtum Württemberg und den vorderösterreichischen Gebieten, zwischen Tübingen und Hirschau lag. Es gehört dazu, daß noch vor einiger Zeit – Helmut Dölker hat diese Beobachtung festgehalten – die Älteren in Liebersbronn bei Esslingen *noa*, *koaner*, *Schtoa*, die Leute im unmittelbar benachbarten, ja anschließenden Hegensberg dagegen *noi*, *koiner*, *Schtoi* sagten, weil dazwischen die Grenze zwischen der freien Reichsstadt Esslingen und AltWürttemberg verlief. Zu der Problematik gehört aber auch, was vor hundert Jahren so ausgedrückt wurde: *Ein Allgäuer, dem nicht reichliche Übung der Schriftsprache zu statten kommt, würde Mühe haben, sich mit einem in ähnlicher Lage befindlichen Franken aus dem Taubergrund oder vom untern Neckar zu verständigen*. Beides also verdient Beachtung und muß aufeinander bezogen werden: die Feinplastik und die Großstruktur, die Erfahrung im Gelände und die historische Zuweisung in größere Zusammenhänge, Dialekt und Mundart, und ich werde fortan die beiden Ausdrücke als Synonyme verwenden.

Bayern, Franken, Schwaben: mittelalterliche Landsprachen in den Grenzen der Herzogtümer

Die deutschen Dialekte – das ist nun freilich ein schier unerschöpfliches Thema. Das gilt auch dann, wenn die frühgeschichtlichen Siedlungsprobleme, die die Mundartforschung so lange beschäftigt haben, auf kleine Flamme gedreht werden. Es ist richtig, daß die Verteilung der Mundarten mit der Ausbreitung der Stämme in der Landnahmezeit zusammenhängt. Aber die Einheitlichkeit der Mundarten ist weniger auf die Kontinuität der Bevölkerung zurückzuführen, ist also nicht Ausdruck einer Bluts-gemeinschaft, sondern Ergebnis einer Vereinheitlichung von Recht und Verwaltung. Gemeinsame Dialekte entstanden dort, wo ein Zusammenhang des Verkehrs und der Kommunikation gegeben war



und eine entsprechende Abschließung nach außen. Die mittelalterlichen *lantssprachen* orientieren sich an den Grenzen der Herzogtümer. Das Herzogtum Schwaben grenzte im Norden – entlang einer Linie ungefähr von Baden-Baden nach Calw bis hinüber nördlich Ellwangen – an das Herzogtum Franken. Bis heute ist das eine Dialektgrenze. Es grenzte im Lechgebiet an das Herzogtum Bayern, und bis heute reicht dorthin noch die schwäbische Mundart. Die Landsprachen waren mehr oder weniger gleichberechtigte Varianten des Deutschen, das aber noch nicht als vereinheitlichte Sprache existierte.

Von Mundarten kann erst im Gegensatz zur deutschen Einheitssprache gesprochen werden, die aus mannigfachen Anstößen entstand: durch den sprachlichen Ausgleich zwischen verschiedenen Siedlerströmen in Ostmitteleuropa, durch die Herausbildung einer einheitlichen Verkehrssprache im Reich der Habsburger, durch die sprachpflegerischen Bemühungen der kaiserlichen Kanzlei, durch Luthers Bibelübersetzung und durch die «neuen Medien», die Johannes Gutenberg bereitstellte. Erst mit dieser deutschen Einheitssprache war ein Maßstab vorhanden, an dem die alltäglich gesprochene Sprache gemessen werden konnte: die Sprache, die bei den alten regionalen Modellen und lokalen Einfärbungen blieb, ja diese dank der Unterteilung in Hunderte von kleinen Territorien insbesondere hier im Südwesten noch verstärkte.

Unterschiedlicher Abstand zur Einheitssprache:  
Platt, Sächsisch, Ruhrdeutsch

Damit ist eigentlich auch schon gesagt, daß das Verhältnis zur deutschen Einheitssprache nicht bei allen Mundarten das gleiche ist. Der Abstand, die Erreichbarkeit, die Bewertung sind verschieden. Und dies prägt bis heute das Gesicht und Gewicht der Dialekte. In wenigen Beispielen mag dies angedeutet werden.

Da ist das niederdeutsche Platt, das zurückgeht auf eine wichtige und selbständige Verkehrssprache, deren Bedeutung in der Zeit der Hanse die der anderen deutschen Sprachen überragte. Vom Hochdeutschen, von der Einheitssprache, ist das Plattdeutsche so weit weg wie das Niederländische. Die politische Entwicklung machte dieses zu einer Hochsprache, das Platt dagegen wurde als Dialekt ausmanövriert. Vom Plattdeutschen gibt es nur ein Umschalten auf die Hochsprache. Die Hochsprache mußte wie eine fremde Sprache erlernt werden, und eben dies hat dazu geführt, daß viele vom Plattdeutschen Abstand nahmen, und daß neue Mischungen aus Hochdeutsch und Platt entstanden, die gele-

gentlich als *Missingsch* bezeichnet werden. Ein zweites Beispiel: das Sächsische, das eine bewegte Biographie aufweist. Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert war Sächsisch vorbildliches Deutsch. Goethe reiste bekanntlich nach Leipzig, um reines Deutsch zu lernen. Im 19. Jahrhundert, durch die Industrialisierung und die Durchmischung neuer Bevölkerungskreise, entstand auch ein neuer Dialekt mit der weichen Artikulation und auffallenden Melodieführung, die wir alle kennen – das Sächsische wurde ein bißchen zum Ausdruck des Komischen für die anderen Stämme. Heute, in der DDR, ist das Sächsische wieder aufgewertet. Das gehobene Sächsisch repräsentiert heute, weil es von vielen Funktionären und Publizisten gesprochen wird, eine Art neuer Hochsprache in der DDR.

Es gibt auch Dialekte, die im allgemeinen gar nicht als Dialekte betrachtet und verstanden werden. Das gilt etwa für das Ruhrdeutsch, von dem die Ruhrdeutschen nicht sagen, es sei ein Dialekt, sondern es sei schlechtes Deutsch. Die Überlegenheit der Einheitssprache ist dort ständig gegenwärtig.

Norm unterhalb der Norm: bairisch-österreichische Dialekte und Schwyzertütsch

Den Gegensatz dazu bilden die bairisch-österreichischen Dialekte. Schon Friedrich Nicolai hat eine kleine Anekdote berichtet über eine österreichische Gräfin, die eine bayerische Gräfin zurechtwies: *Liebe, sollten's halt nit so schlecht Deutsch sprechen. Sprechen immer die Koaserin, muß haafßen die Kaaserin.* Hier ist also die Vorstellung von der Standardsprache dialektal eingefärbt, und tatsächlich gibt es im deutschen Südosten eine Zwischendecke, eine Norm unterhalb der Norm, deren Prestige mit dem politischen Gewicht Österreichs zusammenhängt, die aber bis heute auch in Bayern gilt. Man redet gelegentlich von der bairischen Hochsprache, und diese bairische Hochsprache wird selbstbewußt verwendet.

Verwandt ist die Situation des Alemannischen, allerdings nur in der Schweiz. Der Gebrauch des Dialektes – und das Schwyzertütsch ist ja keine vereinheitlichte Sprache, sondern eine Sammelbezeichnung für Einzeldialekte – reicht dort in Sachgebiete hinein, in denen anderswo das Hochdeutsche verwendet wird: politische Debatten, Radioberichte, wissenschaftliche Diskussionen. Im Elsaß dagegen ist das Alemannische empfindlich eingeschränkt, allein schon dadurch, daß es nicht der deutschen Hochsprache gegenübersteht, sondern daß praktisch nur die Umschaltmöglichkeit auf Französisch besteht.



## Dialektale Stufenleiter zum Hochdeutschen: Schwäbisch

Und im Schwäbischen? Da gibt es zwar auch eine gehobene Form, das sogenannte Honoratiorenschwäbisch, aber es ist weniger fest und weniger übergreifend als die bairische Umgangssprache. Charakteristisch ist hier, was man als «dialektale Stufenleiter» bezeichnet hat: Abstufungen zwischen der vollen Breite des Dialekts und der Hochsprache: *Mir hen ghet, mir ham ghabt, mir habet ghabt, wir haben ghabt, wir haben gehabt*. Diese dialektale Stufenleiter scheint bequemer zur Hochsprache hinzuführen, aber man gerät auch leicht ins Rutschen darauf. Und sie ist wahrscheinlich dafür verantwortlich, daß die Schwaben schon auf der vorvorletzten Stufe meinen, sie sprechen jetzt Hochdeutsch. Und dies wiederum sorgt dafür, daß schwäbische Professoren nach ihren Vorträgen, die sie in gediegenem Hochdeutsch in Berlin oder Hamburg halten, am Ende das zweifelhafte Kompliment erhalten: *Ich habe Ihnen so gerne zugehört. Ich liebe das Schwäbische so*. Das sind ein paar Streiflichter nur, aber sie machen deutlich, daß jeder Dialekt unter anderen Bedingungen steht. Doch das schließt nicht aus, daß es allgemeinere Tendenzen gibt, daß mit einiger Vorsicht und mit dem Vorbehalt kleiner Modifikationen eben doch von der Bedeutung der Dialekte allgemein gesprochen werden kann.

### Widerspruch:

#### Rückgang des Dialekts und Aufwertung

Zu den übergreifenden Gemeinsamkeiten gehört ein merkwürdiger Widerspruch. Auf der einen Seite wird der Rückgang des Dialekts registriert, auf der anderen Seite hat der Dialekt gerade im letzten Jahrzehnt eine deutliche Aufwertung erfahren. Er hat Eingang gefunden ins kulturelle Angebot, und von hier aus betrachtet scheint sich eine Konsolidierung des Dialekts anzukündigen.

Auf den ersten Blick scheint es nicht schwierig, den Rückgang und die Aufwertung in ursächlichen Zusammenhang zueinander zu bringen. Die Mundart, so könnte man annehmen, wurde immer stärker aus dem Verkehr gezogen, sie wurde immer mehr zu einem besonderen Requisit, in dem sich ländliche Vergangenheit und stadtbürgerliche Tradition kreuzen, und deshalb wurde sie, folkloristisch gewissermaßen, in den Vordergrund gespielt. So betrachtet verhielte es sich mit dem Dialekt wie mit den Bauernmöbeln, die heute ja nicht mehr in den abgelegenen Teilen der Alb oder Hohenlohes zu finden sind, sondern in den Freilichtmuseen von Wolfegg bis

Wackershofen, in den Antiquitätengeschäften der Großstädte und in den Besucherräumen großbürgerlicher Villen und Wohnungen. Oder es wäre so ähnlich wie mit der Tracht, die heute nicht mehr den ländlichen Festtag bestimmt, vom Alltag ganz zu schweigen, die aber von Trachtenvereinen als farbiges Demonstrationsobjekt präsentiert wird. Der Dialekt wäre so betrachtet Bestandteil des verbreiteten Rustiko-Stils, Ausdrucksmittel der Nostalgie, ein theatralisch-pittoreskes Sprachkostüm.

#### Dialekt – Medium des Alltäglichen

Das ist sicher nicht ganz falsch, aber bei genauerem Zusehen zeigt sich, daß die Vergleiche hinken. Dafür gibt es ein sprachliches Indiz. Leute in Tracht nennt man Trachtenträger. Damit wird ausgedrückt, daß sie die Tracht anziehen und ablegen können – nicht völlig beliebig zwar, aber es ist doch eine deutliche Distanz zwischen Subjekt und Objekt, einem Objekt, über das verfügt wird. Wo die Distanz überbrückt wird, wird der Trachtenträger zum Trachtler. Dadurch kommt ein parteilich-bekennnerisches Moment ins Spiel. Leute, die eine bestimmte Sprache sprechen, kann man zwar als Sprachträger bezeichnen, aber schon das klingt etwas artifiziell. Und Sprachler, das wäre bestenfalls die linguistische Sektion eines Germanistenkongresses, aber nicht Leute, die sich der Sprache im Alltag bedienen. Sprache und Dialekt sind zu elementar, zu nahe und selbstverständlich, als daß sie distanzierend zum frei verfügbaren Objekt gemacht werden könnten. Sprache, und speziell Dialekt, ist ein Medium des Alltäglichen, und es wäre höchst unwahrscheinlich, daß sie nur als künstliches Requisit hochgehalten wird, wenn nicht ihr Prestige mit den realen, trivialen Funktionen des alltäglichen Miteinanders verbunden wäre.

Die Rustiko-Erklärung reicht also nicht aus. Die Konjunktur des Dialektes in bestimmten Bereichen wäre sicher nicht möglich, wenn für den Dialekt nicht eine solide Alltagsbasis vorhanden wäre. Vielleicht, so spinne ich den Faden weiter, vielleicht stimmt ja auch die Annahme von dem Rückgang des Dialekts gar nicht. Ich habe mit dieser Annahme schon deshalb meine Schwierigkeiten, weil sie, obwohl sie sich immer auf die allerneuesten Begebenheiten beruft, in Ehren ergraut ist. Der Eindruck der dominierenden Geltung der Standardsprache und gewisse Verschiebungen im Dialektgebrauch führen immer wieder zu der Erwartung, daß die Dialekte in die Einheitssprache einmünden, daß ihr Untergang unmittelbar bevorstehe. Der Topos *Die Dialekte sterben aus* zieht sich wie ein roter Faden durch



die Mundartliteratur. Ja bis zu einem gewissen Grad ist diese Meinung der Hauptanstoß für die Mundartforschung gewesen. Ich verfolge nicht die ganze Geschichte, lege lediglich drei Querschnitte.

Die Dialekte sterben aus –  
Klagelied seit zwei Jahrhunderten

Im Jahr 1784, vor 200 Jahren, veröffentlichte im *Journal von und für Deutschland* der Salzburger Professor Lorenz Hübner – er stammte aus Donauwörth – seinen Plan zu einem *Lexikon deutscher Idiotismen oder deutschen Universalidiotikon*. Idiotismen, das sind sprachliche Eigenheiten, ein Idiotikon ist eine Sammlung solcher Eigenheiten, ein Mundartwörterbuch, wie es dann ja tatsächlich in vielen Landschaften entstand. Die Aufklärer waren entgegen einem verbreiteten Klischee an der Vielfalt des Volkslebens und der Traditionen interessiert. Sie waren freilich überzeugt, daß ein Teil dieser Traditionen überholt sei, daß wohl auch die Dialekte abzubauen wären zugunsten der allgemeinen Bildung in der allgemeinen Sprache. Vom Ende des Dialekts war also damals gar nicht immer elegisch die Rede, sondern eher hoffnungsvoll, und noch der Begründer des Bairischen Wörterbuchs, Johann Andreas Schmeller, sprach von dem Prinzip, *daß bei der Bearbeitung einer Mundart immer der Blick auf die Gesamtsprache gerichtet bleibe, daß die Mundart im Sinne der Gesamtsprache, jedoch ohne Gewalttätigkeit veredelt und dieser immer mehr zugebildet werde*. Er sprach vom Ziel, die unteren Schichten «von ihrer angeborenen Mundart aus zu gründlicherer Kenntnis des allgemeinen, das heißt des schriftdeutschen Sprachgebrauchs zu führen».

1884, vor 100 Jahren: In diesem Jahr erschien der zweite Band des Sammelwerks *Das Königreich Württemberg*, und er enthielt auch einen Artikel über die Mundarten. Verfaßt hatte ihn noch kurz vor seinem Tod der Mundartforscher Adalbert von Keller. Er schreibt in seinem Artikel: *Im Allgemeinen sind die Eigenthümlichkeiten der Dialekte in Württemberg im Schwinden begriffen. Die Vermehrung des Verkehrs glättet die Sprache und schleift Ecken der Besonderheit ab. Und wie schon in alten Zeiten politische Einflüsse nachweislich auf die Sprachwandlung einwirken, so nivelliert allmählich die Vereinigung der verschiedenen Landesteile unter einer Krone die Sprache. Männer, welche seit Jahrzehnten den Gang dieser Dinge aufmerksam beobachten, mußten wahrnehmen, daß im Schwäbischen überhaupt der Bestand an nicht-schriftmäßigen Wörtern erheblich abnimmt, und daß einzelne Dialekte, wie der oberschwäbische, in Wörtern wie in Lauten sich mehr und mehr dem herrschenden niederschwäbischen bequemen, ähnlich wie*

*in Bayerisch-Schwaben der bayerische Dialekt immer mehr überhand nimmt.*

Adalbert von Keller spricht also von einer Vereinheitlichungstendenz innerhalb der bestehenden Staaten, des Königreichs Württemberg und des Königreichs Bayern. Darüber hinaus aber existierte nun ja das Deutsche Reich, so daß um die gleiche Zeit schon andere Prognosen zu hören waren, nämlich die, daß die Volksdialekte insgesamt *dem Untergang geweiht seien, dem Aufgehen in der allgewaltigen Schriftsprache*, wie es Philipp Wegener 1880 ausdrückte. Die Bevölkerungsverschiebungen im Zuge der Industrialisierung, die einsetzende Verstädterung, die Ausbreitung des überregionalen Verkehrs durch die Eisenbahn vor allem – all das schien Grundlagen für diese Entwicklung abzugeben, zusammen mit der politischen Vereinheitlichungstendenz, die ja auch die Einrichtungen der Bildung betraf.

Damals wurden neue Projekte und neue Institutionen der Mundartforschung begründet, vor allem trat nun die Dialektgeographie in den Vordergrund, der Versuch, das bis dahin weithin statische, jetzt aber offensichtlich in Bewegung geratene Kartenbild der Dialekte festzuhalten, wiederum oft mit der Erwartung, daß die Dialekte insgesamt dem Untergang geweiht seien.

Medien, Mobilität und Bevölkerungsvermischung:  
Ende der Dialekte?

1984 – eine Jahreszahl und ein Buchtitel. Bei George Orwell gibt es bekanntlich eine streng normierte Kunstsprache, welche die totale Überwachung und Manipulation der Bevölkerung erlaubt. Und gewiß gibt es Tendenzen in dieser Richtung. Aber selbst wenn wir solche totalitären Visionen und apokalyptischen Bilder beiseite schieben – gibt es nicht genügend Hinweise darauf, daß nun endgültig das Ende der Dialekte bevorsteht? Die Mobilität der Bevölkerung ist noch gestiegen, die Medien tragen die Hochsprache in jedes Haus. Die Bevölkerungsvermischung ist stärker als je zuvor.

Tatsächlich geht die alte Prophezeiung für einen Teil der deutschen Dialekte in Erfüllung. Die ostdeutschen Mundarten, Ostpreußisch und Pommerisch, Schlesisch und Sudetendeutsch, die Dialekte der Sprachinseln in Ost und Südost, die Varianten des Donauschwäbischen, sie sind heute schon reduziert zu bloßen Haus- und Familiensprachen, denen zwar ein besonderer Symbolwert zugewachsen ist – die Sprache vertritt gewissermaßen das Ganze der verlorenen Kultur –, die aber doch als lebendige Sprache aussterben werden, abgesehen vielleicht



von wenigen Inseln, in denen eine besondere Konstellation besteht, eine besondere Dichte von Umsiedlern in der Bevölkerung vorhanden ist wie etwa in Orten wie Neugablonz und ähnlichen Fällen.

Gegenkräfte:

Aufwertung des Unverbildeten und Vertrauten

Aber wie ist es mit der Prognose vom Untergang der Dialekte insgesamt? Wie ist es mit dem Abgang der Mundarten? Was in all den Vorhersagen während zwei Jahrhunderten übersehen wurde, ist, daß die Kräfte immer auch Gegenkräfte auslösen, und daß der Bedarf und Modus lokaler Kommunikation auch durch noch so globale Tendenzen nicht leicht aus den Angeln zu heben ist. Es ist richtig, daß das Bedürfnis gesteigerter und allgemeiner Bildung die Dialekte ins Abseits rückte, aber gleichzeitig kam es zur Aufwertung des Unverbildeten in und seit der Romantik. Es ist richtig, daß der wachsende Verkehr die Dialekte zu einer Sprache stempelte, die nicht mitkommt, aber gleichzeitig kam es zur Aufwertung des Heimatlichen, des Lokalen, des Vertrauten. Es ist richtig, daß die politische Einigung die Einheitssprache stärkte, aber gleichzeitig kam es zur Aufwertung der regionalen Dialekte durch den kulturellen Föderalismus. In Bayern würde man heute – das ist vielleicht eine etwas gewagte und pointierte Feststellung, aber ich meine, sie läßt sich beweisen – ohne die preußische Reichsgründung weniger ausgeprägt Bairisch sprechen, so wie man in der Schweiz weniger Schweizerdeutsch sprechen würde ohne das benachbarte nationalsozialistische Deutschland, von dem man sich abgrenzen wollte. Es ist richtig, daß die wachsende Mobilität dazu geführt hat, daß die Dialekte in vielen Sprachsituationen unzureichend wurden. Aber das ändert nichts daran, daß viele zu Hause bleiben oder immer wieder heimkommen. Ein Pendler sagt: *Wenn ich aus dem Omnibus aussteige, spreche ich automatisch Dialekt.* Dialekt also als Rollenvariante zumindest im Nahbereich. Es ist auch richtig, daß die Massenmedien die Einheitssprache nun akustisch in alle Wohnungen tragen, ja daß eine ungeheure Sprachflut heute die Wohnzimmer überschwemmt, aber mit Rudi Carell, Köpcke und Nowotny kann man nicht reden, und das bloße Hören scheint an den Sprechgewohnheiten nicht so viel zu ändern.

Dialekt lebt, weil er sich geändert hat

Das Ergebnis: der Dialekt, immer wieder totgesagt, lebt noch immer. Wer darauf beharrt, daß die Dialekte ihrem Untergang entgegengehen, ja wer be-

hauptet, daß es Dialekt schon gar nicht mehr gibt, dem sollte man die Aufgabe stellen, in einer schwäbischen Kleinstadt irgendeinen Zirkel, irgendeine Gesprächsgruppe aufzuspielen, in der Hochdeutsch gesprochen wird. Ich glaube, die Aufgabe wäre in vielen Fällen unlösbar. In Tübingen war im letzten Sommer ein junger Franzose als Briefträger beschäftigt, der daheim zum Dolmetscher ausgebildet wurde und der hier seine vorzüglichen Deutschkenntnisse verbessern wollte. Sein Urteil, vorgetragen im schönsten Bühnendeutsch: es sei sehr interessant gewesen, die Leute alle sehr nett, aber sprachlich habe ihm der Aufenthalt nichts gebracht. Die Leute, insbesondere die Kollegen von der Post, hätten völlig unverständlich gesprochen.

Mit dieser anekdotischen Beobachtung möchte ich nicht zu der beschwichtigenden Feststellung hinführen, nichts habe sich geändert und der einzige Unterschied zwischen 1784 und 1984 sei die Jahrhundertziffer. Das wäre denn doch eine zu kurzschlüssige Verbindung. In Wirklichkeit lebt der Dialekt, weil er sich geändert hat in seinen Formen, seinen Gebrauchsweisen und seinen Funktionen. Auch hier ist der Vorbehalt zu machen, daß sich das Problem in verschiedenen Mundarten verschieden darstellt. Aber auch hier können mit einiger Vorsicht allgemeine Entwicklungstendenzen herausgestellt werden. Ich greife vier heraus.

Ausgeprägte Besonderheiten sind abgeschliffen

Das erste ist ein Befund, der sich gerade im historischen Vergleich, im Vergleich auch nur über ein paar Jahrzehnte hinweg, aufdrängt: Bestimmte Breiten, ausgeprägte Besonderheiten von Dialekten, sind tatsächlich abgeschliffen worden. Das hat mit der Funktionsverschiebung zu tun. Der Dialekt muß dem Bedürfnis erweiterter Verständigungsmöglichkeit genügen und dienen, die räumliche Nachbarschaft ist nicht mehr das allein vorherrschende Prinzip von Kontakten, sondern es sind verstreute Verkehrskreise – Verkehrskreise oft unter Landsleuten, aber nicht unbedingt unter lokalen Nachbarn. Entsprechend ändert sich das Laut- und Toninventar der Mundarten.

Abgelegt werden zunächst die Eigenheiten, die die Verständigung behindern. Ich denke an ein kleines Gebiet auf der Alb, wo man zur Orgel *Wargel* sagte und zu dem Zahlwort eins *wan*, fast wie im Englischen. Solche Ausdrücke kann man heute kaum mehr hören. In zweiter Linie, in geringerem Maße, wird abgelegt, was die Dialekte als Dialekte von außen erkennbar macht, das, was die Sprachforscher gelegentlich als primäre Merkmale bezeichnet ha-



ben. In dritter Linie erst und in sehr geringem Maße werden dagegen die «konstitutiven Faktoren» geändert wie Melodieführung, Tonlage, Verhältnis von Längen und Kürzen. Dies ist zwar durchaus auffallend, auch gerade für den Außenstehenden, aber es ist der willentlichen Kontrolle kaum unterworfen, so daß man auch den hochdeutsch Redenden immer noch an diesen sogenannten konstitutiven Faktoren erkennt.

Dialekt: bäuerliche Vollmundart  
oder bewegliche Subvarietät der Sprache?

Nun könnte man freilich diesen Befund quittieren: Da haben wir's, die Originalität und Eigenart, das ungebärdig Autochthone sind verloren; das ist es ja doch, wenn man sagt, die Dialekte sterben aus. Ulrich Engel hat in diesem Sinne den Dialektforschern vorgeworfen, sie retteten die Dialekte immer wieder durch faule Tricks, indem sie nämlich veränderte, abgeschliffene Sprechweisen immer noch als Dialekt bezeichneten, während richtiger Dialekt jene Vollmundart sei, die die bäuerliche Bevölkerung vor hundert Jahren gesprochen hat. Aber der Vorwurf läßt sich umkehren. Das Aussterben der Dialekte kann nur dann behauptet werden, wenn eine besondere Stufe der Sprachentwicklung verabsolutiert wird, wenn der Begriff Dialekt an diese Stufe fixiert wird und wenn für Späteres entweder gar keine oder nur sehr vage Begriffe wie «Umgangssprache» parat gehalten werden. Wenn der Dialekt nicht als ein für allemal fest betrachtet wird (und das wäre unhistorisch!), wenn er nicht als ein fixierter Begriff gefaßt wird, bei dem man nur ja oder nein sagen kann – entweder es ist Dialekt oder es ist keiner –, sondern als eine bewegliche Subvarietät der Sprache, dann gibt es auch heute noch Dialekt.

Die Mundartforschung befindet sich heute in einer ähnlichen Lage wie die Dorfforschung, die sich lange Zeit auf die bäuerliche Bevölkerung konzentrierte. Heute hat die Dorfforschung drei Möglichkeiten. Entweder sie kann sich auf die historischen Zustände beschränken, oder sie kann lediglich von den wenigen Bauern reden, die noch existieren, dann aber bekommt sie das Ganze des Dorfes nicht in den Blick. Sie kann aber auch dieses Ganze des Dorfes ins Auge fassen, das trotz aller Urbanisierungsschübe eben immer noch keine Stadt ist. Ganz ähnlich die Mundartforschung: Sie kann sich entweder nur mit historischen Relikten befassen, nur mit denen, die noch altartige Mundarten sprechen, oder aber sie kann das Ganze der Sprachprozesse ins Auge fassen und sehen, was aus den Mundarten geworden ist, wie sich Dialekte verändern. Auch das

nicht-bäuerliche, das abgeschwächte Schwäbisch ist ja doch kein Hochdeutsch, und es ist keineswegs immer einheitliche Umgangssprache, sondern es bewegt sich auf verschiedenen Höhen der Stufenleiter unterhalb oder im Gegenbereich des Hochdeutschen. Für den Mundartforscher ist es eine interessante Herausforderung, die Gründe und Formen der Variationen herauszuarbeiten, zu fragen nach den Einflüssen von sozialer Schicht, Herkunft, Alter, Geschlecht, aber auch nach den Bedingungen der Gesprächssituation und nach dem Gesprächsinhalt, der oft eine bestimmte Sprachlage vorschreibt.

Bei den meisten Sprechern:  
höherer Grad an Mehrsprachigkeit

Die zweite Feststellung: Es gibt heute einen höheren Grad an Mehrsprachigkeit beziehungsweise eine größere Bandbreite bei den meisten Sprechern. Gewiß hat es auch schon früher Ansätze zu Rollensprachen gegeben. Die Leute sprachen im Dorf untereinander anders als im Verkehr mit den Nachbardörfern, mit Respektspersonen am Ort anders als mit Fremden. Selbst aus der Schweiz, von der eine Kolation aus Volkskunde und Fremdenverkehrswerbung annimmt, daß alle immer in archaischen Kehllauten sprechen, die schon im Nachbarort nicht mehr verstanden werden, selbst dort gibt es genügend Beobachtungen, nach denen die meisten überurige und wohltemperierte Abstufungen ihrer Mundart verfügten. Inzwischen aber ist der sprachliche Umsatz gewachsen, die Vielfalt der Gesprächssituationen hat sich erhöht, und damit ist auch die Möglichkeit der sprachlichen Umorientierung schneller und sicherer geworden.

Es wird immer wieder geklagt, daß viele alte Vokabeln abgegangen sind. Das ist richtig. Aber es wird nur selten ergänzt, daß auch die neuen Wörter und die neuen Sachen in den Dialekt eingemeindet werden. Eine Altbäuerin ruft: *Geschtern obend ben e aber schwer fruschtriert gwää*. Junge Leute basteln an ihren Motorrädern und wissen alle Teile auf Hochdeutsch so gut wie auf Schwäbisch zu benennen. Dabei – und auch das ist ein Novum – handelt es sich in höherem Grade um eine bewußte Auswahl aus dem Sprachrepertoire, nicht nur um gefühlsmäßige Reaktionen. Bestimmte Sprachvarianten werden gewählt, nicht weil der Sprecher nicht anders kann, weil ihm keine anderen zur Verfügung stehen, sondern im Blick auf die Rolle in der jeweiligen Kommunikation, auf die Situation und den Sprachgegenstand. Das ist schon bei Kindern der Fall. Mir ist jener donauschwäbische Junge unvergeßlich, der, aufgefordert, etwas aufs Tonband zu sprechen, zu-



rückfragte: *Soll i schwätza, soll i sogä oder soll i sprecha?* und der mit jedem dieser Ausdrücke eine präzise Vorstellung einer anders gefärbten Sprache verband. *Schwätza*, das war das Schwäbisch seiner Spielkameraden auf der Straße, *Sogä* (sagen) war die donauschwäbische Verkehrssprache, die bei ihm zu Hause gesprochen wurde, und *Sprecha* war die Annäherung ans Hochdeutsche.

### Doppelte Loyalität gegen Hochsprache und Dialekte

Das dritte: Für viele Landschaften gilt, daß heute eine doppelte Loyalität gegen Hochsprache und Dialekte besteht. Solange die Mehrzahl der Menschen von der Hochsprache relativ weit weg war – gefühlsmäßig, aber auch hinsichtlich der Gebrauchssituationen –, mußte die Autorität der Hochsprache zwar anerkannt werden im Blick auf die Institutionen, die sie trugen und prägten: Staat, Kirche, teilweise, soweit den Lehrern die Klimmzüge gelangen, auch Schule. Aber sie anerkannten oder akzeptierten das nur als Fremdes, das von außen in die eigene Welt hineinragte. Heute ist das Renommee der Hochsprache gefestigter, und zwar nicht als aus der Distanz akzeptierte kulturelle und kultische Überhöhung, sondern als eine Form der Gebrauchssprache. Das hängt zusammen mit der wachsenden Bedeutung öffentlicher Institutionen – des Handels, der Wirtschaft, der Arbeit, der Information, der Bildung und Ausbildung –, und es hängt zusammen mit der wachsenden Bedeutung der Massenmedien. Als vor einigen Jahren die These aufgestellt wurde, daß auch die Dialekte als Sprachbarriere wirken, daß also Dialektsprecher in der Schule und bei der Ausbildung Schwierigkeiten hätten, da gab es Proteste bei manchen professionellen Dialektfreunden; aber den Eltern leuchtete es im allgemeinen ein. Sie hören und sehen heute, daß man die Hochsprache braucht.

### Dialekt als poetisches Medium mehr und mehr akzeptiert

Das ändert aber nichts daran, daß die Menschen auch der lokalen Verkehrssprache, dem Dialekt, gegenüber ihre Loyalität bewahrten. Das Rezept, an das sie sich hielten und halten: alles zu seiner Zeit. Wer sich zur falschen Zeit im falschen Kreis zur Hochsprache aufschwingt, der wird auch heute noch als Spinner und Angeber betrachtet. So wie in der öffentlichen Diskussion die Überlegenheit der Hochsprache anerkannt wird, so wird im engeren Rahmen der vertraute Ton des Dialekts gesucht.

Dies ist übrigens auch der Resonanzboden für die Dialektdichtung, die einen so kräftigen Aufschwung erfahren hat. Die von einzelnen Dialektdichtern verbreitete Parole, es gehöre Mut dazu, im Dialekt zu sprechen und zu schreiben, mit der sie sich selber die Tapferkeitsmedaille anheften, ist so unsinnig wie die Behauptung, es gehöre Mut dazu, in Hausschuhen zum Nachbarn zu gehen. Gerade weil der Dialekt für die meisten nicht mehr die einzige Möglichkeit ist, sondern eine mögliche Äußerungsform unter anderen, gerade deshalb, weil die Leute nicht mehr unbedingt verurteilt sind zum Dialekt, wird der Dialekt auch als poetisches Medium mehr und mehr akzeptiert.

### Als selbstverständlicher Umgangston verloren, an symbolischem Wert gewonnen

Damit bin ich schon beim vierten und letzten Befund. Der Dialekt als selbstverständlicher Umgangston, als alleinige Möglichkeit der Verständigung, hat sicherlich an Bedeutung verloren. Aber gleichzeitig hat er eine symbolische Aufwertung erfahren. Das Altmodische des Dialekts ist gleichzeitig seine Aktualität. In ihm sind die historischen Ablagerungen einer Zeit faßbar, die weniger dressiert war, weniger glattgebügelt, weniger nivelliert-einheitlich. Der Dialekt steht für eine Kommunikation im Kleinen, im Überschaubaren, im Verständlichen – schon die Sprachform legt sich quer gegen die vereinnahmende Tendenz der Zentralen, der Metropolen, der Kapitale.

Am Tübinger Hölderlin-Turm, wo Hölderlin seine letzten Jahrzehnte in hellsichtiger Umnachtung verbrachte, stand eines Morgens in großen Lettern: *Dr Hölderlin isch et fruggt gwä*. Ich überlasse die Diskussion, wo Kunst am Bau in Sachbeschädigung übergeht, den Fachleuten und frage nur: Was bedeutet das? Was heißt das? Und warum im Dialekt?

Natürlich nahm diese Inschrift Bezug auf die Debatte der Literaturhistoriker, unter denen ein französischer Germanist die These aufgestellt hatte, Hölderlins Wahnsinn sei teils die vorschnelle Etikettierung seiner fühllosen Zeitgenossen gewesen, teils die schützende Maske des verletzlichen Dichters, der in Wirklichkeit klarer sah als alle anderen. Aber der Wandspruch zielte nicht nur auf Hölderlin, zumindest nicht auf die Finessen der Hölderlinbiographie und -philologie.

*Dr Hölderlin isch et fruggt gwä* – das war ein Angriff gegen die heutige Norm und Normalität, gegen diejenigen, die Recht und Ordnung gepachtet haben und mit allen Mitteln verteidigen. Dieser Spruch war eine Frage an die Mächtigen, ob sie nicht immer



wieder Lebendiges und Schönes zerstören, indem sie es ausgrenzen aus ihrem System.

Hölderlin war nicht verrückt – das wäre das Resümee einer gelehrten, primär aufs Vergangene gerichteten Überlegung. *Dr Hölderlin isch et fruggt gwä* – das ist ein Protestruf, auf die Gegenwart bezogen, ungewohnt in der Form, verfremdet auch noch in der Schreibung *fruggt*, eine Hieroglyphe, die erst entziffert sein mochte, die sich aber dann als ganz nahe und ganz vertraut erwies für den, dem diese Sprache nach Inhalt und Form zu Gebote stand, der sie selber zu sprechen in der Lage ist.

Mundart heute? Das ist einmal nach wie vor und immer wieder eine schlichte und funktionierende Verkehrsform. Aber die Bedeutung der Mundarten

heute hängt auch an dem Gegenbild der verwalteten Sprachwelten, der normierten Erfassung, der alles Überschießende abschneidenden Standardisierung, der lückenlosen Kontrollen. Dialekt braucht keine bemühte Sprachpflege im abgeschirmten Bereich. Er braucht nur Luft, Spielraum, Freiheit. Dann vermag er als lebendige Möglichkeit und alltägliches Medium vielleicht etwas zu vermitteln von der Zeit, in der unsere Vorfahren mit der Geduld, die von Enge und Gleichmaß erzeugt wird, ihre eigene Sprache sprachen. Vielleicht. Was dafür sprechen könnte, ist die Tatsache, daß das Wort Dialekt zu den wenigen gehört, in denen Tradition noch nicht ranzig geworden ist.

## Zehn Jahre neue schwäbische Mundartdichtung – Versuch einer Bestandsaufnahme

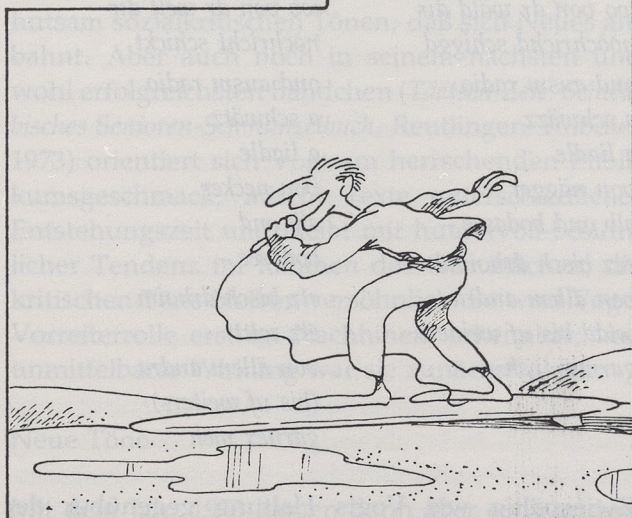
Norbert Feinäugle

Wenn man dem Karikaturisten glauben darf, wäre ein Nachruf angebracht. Daß die sogenannte Mundartwelle abgeebbt und auf dem besten Wege ist, vollends im Sande zu verlaufen, muß gar nicht bestritten werden. Fast zehn Jahre lang von den Massenmedien aufgeblasen und gehätschelt, gerät das

Phänomen Mundart nach den Gesetzen des Medienmarktes wieder in den Windschatten. Das heißt aber nicht, daß bald wieder alles beim alten sein wird. Das Phänomen ist mehr als sein Reflex in den Medien; über Mundart und Mundartdichtung wird auch noch zu sprechen sein, wenn das Thema nicht mehr «in» ist. Daß mit diesem Thema nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit zu erzielen ist wie zu Beginn der «Mundartwelle», liegt außer an den zwangsläufigen Abnützungserscheinungen daran, daß Mundartgebrauch und Mundartdichtung durch das hohe Maß an öffentlichem Interesse selbstverständlicher geworden sind und infolgedessen heute wieder weniger Aufsehen erregen. Die Mundart hat sich Domänen erobert, in denen sie früher undenkbar war, hat aber eben dadurch für die literarische Verwendung auch an provokativer Kraft und exotischem Reiz verloren. Vom Fernsehkrimi bis zur Annonce in der Tageszeitung ist Mundart ein akzeptables Ausdrucksmittel geworden, dessen Verwendung kühl nach Zweckdienlichkeit und Realisierbarkeit kalkuliert wird. Auch die Mundartdichtung muß nicht mehr umständlich ihre Daseinsberechtigung nachweisen, sondern kann sich auf die Probleme literarischer Qualität und angemessener Publikationsmöglichkeiten konzentrieren. Grundsätzliches zu ihren spezifischen Aufgaben und Möglichkeiten wurde längst und zur Genüge gesagt (vgl. Wilhelm Staudacher: Probleme der zeitgenössischen Mundartdichtung). Thesen wurden aufge-

REUTLINGER  
Blatt

Kaiserpassage 13



MUNDARTWOCHEN. oder: die Kunst des Reitens auf verebbten Wellen.  
Zeichnung: Buchegger